FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 54/2021

Jenseits des Paranormalen

Editorial	S. 2
Winter Nummer Zwei	S. 3
Unter vier Augen (Thomas Glatz)	S. 6
Und ewig singen die Laubbläser	S. 7
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 9
Was gibt's denn da zu sehen?	S. 10
Wird das noch was mit dem nix?	S. 14
Interview mit einer Vertreterin des VHM	S. 15
Cpt. Kirk &, Teil 26	S. 17
Acht neue Suchmaschinengedichte (Thomas Glatz)	S. 19
Galerie der zweimal erfundenen Namen VI	S. 22
Der Namen des Windes (Thomas Glatz)	S. 24
Weil ich bin (Helmut Glatz)	S. 24
Umgedrehte Readymades XIII (Thomas Glatz)	S. 24
Ein Portrait (Thomas Glatz)	S. 28
Die aufgefressene Heimat (Gerhard Lassen)	S. 29
Alice in Videoland	S. 30
Aus dem Plattenarchiv	S. 32

Editorial

Jetzt geht schon wieder ein Jahr dem Ende zu. Es wirkte mehr denn je wie ein Ein-Thema-Jahr, auch wenn niedrige Inzidenzzahlen im Sommer und die herbstliche Bundestagswahl vermeintlich Raum für Anderes gelassen hat. Der Versuch der jungen Generation diesen Raum für einen neuen Anlauf zum Agendasetting in Sachen Klimakrise zu nutzen, ist weitgehend gescheitert – zumindest, wenn man die Aussagen dazu aus dem verwässernden Neusprech des Koalitionsvertrages der neuen Bundesregierung zu extrahieren versucht. Auch die Friktionen haben sich der Frage der steigenden Durchschnittstemperaturen nur wenig gewidmet, auch nur kursorisch in der vorliegenden Ausgabe. Die Pandemie und ihr Comeback werden demgegenüber schon deutlich mehr gefeatured, auch bei Thomas Glatz, der neben seinen bewährten Rubriken auch Suchmaschinengedichte beisteuert, die ihren Zeitbezug weder leugnen können noch wollen. Lyrik von Helmut Glatz und ein Text aus der Ferne, die aktuell immer wieder einmal ferner ist, als zu Vor-Coronazeiten von Gerhard Lassen runden die Ausgabe ab.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen' zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Dezember 2021

Impressum:

Friktionen sind in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form erschienen.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Perhamerstr. 32
80687 München

Winter Nummer Zwei

Reduziert von Angesicht zu Angesicht – erneut

Der Winter Nummer zwei ist angebrochen. Der zweite Winter mit Corona im Mitteleuropa. Viele waren lange davon überzeugt, dass es zu dieser Art von Zählung nicht kommen würde. Und noch glaubt wahrscheinlich kaum jemand, dass es am Ende der Beginn einer neuen Zeitrechnung gewesen sein könnte.[1] Auch ist der Winter ein anderer als der zum Jahreswechsel 2020 auf 2021. Und das nicht nur, weil der Lockdown zumindest im Dezember 2021 noch nicht Lockdown heißt und die juristische Figur der ‚epidemischen Lage von nationaler Tragweite' inzwischen ausgesetzt ist.[2] Er ist auch ein anderer, weil fast jeder in Deutschland Lebende zwischenzeitlich die Möglichkeit hatte, das eigene Risiko für eine schwere Erkrankung durch eine Impfung zu reduzieren und rund 2/3 diese Möglichkeit wahrgenommen haben. Für das Abreißen von Infektionswellen ist das zu wenig, sagen die EpidemiologInnen und die Entwicklung der Ansteckungszahlen über den Spätherbst scheint ihnen Recht zu geben. Es müssen also erneut Maßnahmen her, die die Anzahl der Begegnungen von Menschen reduzieren – so wie letzten Winter auch und doch ganz anders. Nicht nur fehlt der Name ‚Lockdown' und der damalige juristische Rahmen, auch die Differenzierung entlang der Eigenschaft ‚vollständig geimpft oder genesen'[3] ist eine fundamentale Neuerung. War das Frühjahr noch von einer Debatte um Impfprivilegien geprägt (und dem Streit darüber ob ‚Privilegien' überhaupt der richtige Begriff ist – schließlich ging es um die Wiederherstellung einer vorher bestehenden Grundrechtssituation), ist die Frage, ob eine solche Differenzierung vorgenommen werden soll, inzwischen längst mit einem mehrheitlichen ‚Ja' beantwortet worden.

Lieber allein als geimpft

Mit der Massenverfügbarkeit von Impfstoffen zumindest in den Industrienationen war nach über einem Jahr erstmals ein Moment individueller Verfügungsmacht in den Pandemieverlauf eingetreten. In einer Situation von Ohnmacht und Einschränkung konnte man wieder ‚etwas tun' – wenn auch vorerst unter den Insignien der Mangelwirtschaft. Erst im den späten Sommer konnte man von ‚genug Impfstoff für alle, die wollen' sprechen. Das waren dann so um die 70%. Die Infektionszahlen waren vergleichsweise niedrig und die kommunikative Atmosphäre des Bundestagswahlkampfes legte ein ‚das wird schon irgendwie reichen' nahe. Formale Ausnahmezustände sollten enden, Impfzentren

---

[1] Eine Änderung in der Zeitrechnung hat nicht einmal die Pest geschafft, die um das Jahr 1350 herum immerhin ungefähr ein Drittel der europäischen Bevölkerung dahinraffte. Die fiel aber auch in eine Zeit, in der im betroffenen Mitteleuropa noch ein ganz anderes Vulnerabilitätsempfinden geherrscht hat und auch trotz veritabler Glaubenskrisen dort niemand auf die Idee gekommen wäre das Christentum und seine in Jesus personifizierte Gründungserzählung nicht mehr als Quelle der Zeitrechnung zu setzen.

[2] Die Erklärung dieser Notlage diente im Wesentlichen dazu, am Parlament vorbei Notverordnungsmanagement betreiben zu können. Schon allein aus dieser Warte ist die erfolgte Abkündigung wünschenswert. Wenn zwischenzeitlich immer mal wieder vom ‚falschen Signal' die Rede war, sollte man bedenken, dass die Aushebelung der Parlamente zugunsten der Exekutive eine Notstandsmaßnahme ist, die als solche als allerletztes an ihrer Kommunikationswirkung gemessen werden sollte.

[3] Eine Eigenschaft, die natürlich auf biopolitischen Formalkriterien beruht, wie x Impfungen plus 14 Tage oder positiver PCR-Test und negativer nach Genesung. Hier gibt es wohl unabhängig von der aktuellen Antikörperzahl (auch ein biopolitisches Kriterium) noch die Anforderung einer Impfung nach sechs Monaten. ‚Geimpft' und ‚genesen' sind also vor allem eine zusammenfassende Beschreibung bestimmter Akte der (Verwaltungs-)medizin.

schließen. Der nicht medizinisch induzierte Rest der 30% würde schon irgendwie nachfolgen, wenn Impfnebenfolgen für die Mehrheit sichtbar ausbleiben.

Nun, es kam nicht so. Die Gründe dafür sind vermutlich vielfältiger, als es die aktuelle Debatte hergibt. Es gibt nicht 'den Impfgegner, die Impfgegnerin', aber es scheint ein dominantes Motiv zu geben: den Wunsch in Zeiten evidenten Kontrollverlusts wenigstens einen kleinen Schnipsel davon wiederzuerlangen. In den letzten 18 Monaten trafen massive Beschränkungen bis hin zu Ausgangssperren und Verbote, den Umgang mit Freunden und Familie wie bisher zu pflegen, auf einen Zeitgeist, in dem das Versprechen auf individuelle Lebensgestaltung nie lauter formuliert wurde. Die Pandemie verhöhnt das große Versprechen der Moderne auf mehr Autonomie (oder sie wird genutzt um dieses Versprechen zurückzunehmen – je nach Perspektive). Mit der freiwilligen Impfung kam im Sommer ein kleines Stück vermeintlicher Entscheidungsfreiheit wieder. In eine entsprechende Weigerung lässt sich die ganze Frustration über die Demütigungen legen, die die Agenten des Virus – die Medizin, die staatlichen Stellen – über die Zeit so erzeugt haben. Man gönnt seinen Bedenken ihren Raum und pocht auf seine Freiheit das zu tun. Die Verschwörungstheorie ist letztlich die pathologische Variante davon, in der die Bedenken über die nachvollziehbare Problematisierung medizinischen Nichtwissens hinausgehen und hinter Corona den großen Plan und breit angelegte Lügengespinste vermuten. Hier ist das Bedürfnis nach individueller Kontrolle evident. Es ist das ‚ich weiß es besser, ich habe verstanden was hier läuft und nur ich und ein paar wenige (elitäre) Andere haben es auch verstanden.'[4]

Nichtsdestotrotz gibt es natürlich trotz des riesigen Feldversuches ‚Impfung' ein kleines Residuum des Nichtwissens bei der Impffrage und Menschen, die jenseits von Verschwörungsideen diesem Nichtwissen Raum geben.[5] Angesichts der vitalen öffentlichen Debatte mag der Verweis auf eine weitere Motivationslage überraschen: die Bequemen und die Uninformierten bildeten im Spätsommer ein sicherlich zahlenmäßig noch veritable Gruppe. Die Zunahme an Regelungen entlang des Impfstatus dürfte hier in den letzten Monaten Bewegung erzeugt haben und genau hier liegt der Grund für die teilweise emotionale Debatte über das Versagen der sogenannten Impfkampagne. Die verkürzte Variante lautet: ‚weil staatliche Institutionen nicht zu überzeugen vermochten, besteht jetzt die Notwendigkeit zum Zwang' – erst über den Ausschluss der Ungeimpften von allen nicht lebensnotwendigen öffentlichen Aktivitäten und später ggf. über Impfpflichten. Die Argumentation setzt implizit voraus, dass aktives Zustimmungsmanagement als Aufgabe von staatlichen Verwaltungseinheiten erwartet und gewollt wird. Genau diese ein Stück weit paternalistische Rolle wird ihm aber eigentlich in der postmodernen Selbstverwirklichungsgesellschaft abgesprochen. Er soll Ermöglicher sein, aber kein Ratgeber, denn – das ist die darunter liegende Annahme – der bzw. die Einzelne weiß besser, was für ihn bzw. sie gut ist. Ein Anspruch, dass sich diese individuelle Lebensausrichtung am aufklärerischen Rationalismus der Moderne oder gar dem Gemeinwohl orientiert, besteht in dieser Kon-

---

[4] Hier liegt ggf. auch die Quelle für ein veritables Widerstandsbedürfnis, das innerhalb des verschwörungstheoretischen Weltbildes durchaus legitim sein kann. Wenn ich davon überzeugt bin, dass die Impfung (meine) Kinder später unfruchtbar macht oder einem frühen Tod übereignet ist ein Telegram Chatbeitrag vielleicht eine etwas schwache Maßnahme um sich selbst gegenüber zu rechtfertigen man hätte schließlich alles getan, was möglich ist.

[5] Rein wissenssoziologisch sind Spätfolgen nicht zu 100% auszuschließen. Die ersten mRNA-Impfstoffe sind jetzt seit 12 Monaten im breiten Einsatz und mögen die Chancen für Spätfolgen auch verschwindend gering sein, sie sind nicht 0.

struktion eigentlich nicht (gleichwohl wird das gehofft bzw. irgendwie für die Mehrheit unterstellt, sonst funktioniert das mit der kollektiven Bindungswirkung von Entscheidungen eh nicht). Dass dieser durchaus emanzipativ klingende Ermöglichungsanspruch letztlich die Frage aufmacht, was zu tun ist, wenn die Summe der individuellen Freiheitsentscheidungen gesamtgesellschaftlich nicht mehr in einen wünschenswerten Zustand überführt werden können, hat die Pandemie deutlich gemacht. Dann kommt er in verzerrter Form wieder um die Ecke, der Staat, der dann nicht mehr rät, sondern zwingt.

Die Krise der Goldenen Regel

Das liberale Prinzip 'Gestalte Dein Leben wie Du willst, solange Du niemandem schadest' erleidet hier Schiffbruch. Es konnte ohnehin nur dadurch zum Leitspruch werden, dass man die ‚schwachen Fernwirkungen'[6] der jeweiligen individuellen Lebenspraxis erst einmal bei Seite ließ. Die Möglichkeit der Impfung zeigt damit die Krise des individualistischen Freiheitskonzepts in aller Dramatik auf. Impfen als individualistische Entscheidung hat, sobald man als soziales Wesen in Begegnung mit anderen geht, potentiell Auswirkungen auf Dritte. Das ist zwar in abgeschwächter Form bei vielen anderen als individuelle Lebensstilentscheidung wahrgenommen Themen so, konnte aber aufgrund der schon erwähnten eher ‚schwachen Fernwirkung' leicht in die Verschattungen des Diskurses geraten. Der evidente Schaden für den anderen ist hier nur ein diffuses Risiko, das in manchen Fällen auch nur dann gegeben ist, wenn eine relevante Anzahl von Akteuren sich in derselben Weise entscheiden.[7]

Wie lange noch?

Das nur schwer lösbare Problem der über weite Strecken gewollten Autonomie und deren Auswirkungen auf ein Gemeinwesen, das in vielerlei Hinsicht aufeinander angewiesen ist, auch wenn es das eigentlich nicht mehr will, trifft dabei auf eine andere Gemütslage als vor 12 Monaten. Der katastrophische Schock des ehemals Undenkbaren ist weg und entsprechend weniger kulturelle Bearbeitungsenergie wird aufgebracht. Es geht eben nicht mehr um das Neue, um ein ‚was geschieht hier', sondern eher um ein ‚nicht schon wieder' oder ein ‚immer noch?'. Zusätzlich lässt sich in der aktuellen Situation recht einfach eine ‚schuldige' Gruppe konstruieren, die die dauerhafte Rückkehr zur ‚Normalität' des letzten Sommers verhindert.

Dass in der zweiten Runde, die die Delta- bzw. Omikronwelle darstellt, legitimerweise die Ansprüche an all diejenigen, die mit der Pandemie befasst sind, gestiegen sind, ist evident. So konnten sich ja schließlich theoretisch inzwischen vorbereiten. Die Toleranz gegenüber Mängeln in der staatlicher Organisationsleistung ist dementsprechend deutlich gesunken – schließlich gab es diesen Sommer der relativ niedrigen Inzidenzen und des opulenten Impfstoffangebots, der Zeit für erste Maßnahmen zur

---

[6] Gemeint sind damit alle jene Folgen, die der eigene Lebensvollzug hat, die sehr wohl jemanden schaden oder zumindest nur schwer hintergehbare Konsequenzen für sie oder ihn hat. Klassische Beispiele sind die jeweiligen ehemals harmlos wirkenden Konsumentscheidungen, die bei entsprechender Verbreitung Auswirkungen auf Umwelt, Klima, Verkehr und Arbeitsbedingungen in Herstellerländern haben.

[7] In vielen Fällen wurden Problemstellungen dieser Art unterhalb der Schwelle der gesamtgesellschaftlichen Skandalisierung über Verbote oder Verordnungen gelöst. So verhindern zum Beispiel Bauvorschriften, dass GrundstücksbesitzerInnen die Geschoßflächen ihrer jeweiligen Neubauten unabhängig vom Charakter und Dichte der sonstigen Bauten optimieren und – wenn alle das tun – eine wenig attraktive Gesamtbebauung entsteht.

nachhaltigen Verbesserung der Situation in der Pflege und die temporäre Aufrüstung von Hilfs- und Bearbeitungsstrukturen gegeben hätte. Auch eine offene Auseinandersetzung zur Frage ‚was tun, wenn es wieder losgeht' hätte weitergeführt werden können – trotz Häusern, die von Fluten weggerissen wurden und einem Wahlkampf, der schlechte Prognosen für den kommenden Winter nicht brauchen konnte.

Vielfalt ist doch sonst auch gut …

Jetzt, in der abflauenden vierten Welle scheint das Problem mangelnder Voraussicht erneut virulent. Die nächsten Pandemiesau für den Dorfdurchtrieb ist schon da, heißt Omikron und hat bereits ihr eigenes Maßnahmenpaket an neuen Kontaktbeschränkungen. Die Variante hat anscheinend eine ganze Reihe abweichender mikrobiologischer Features und ist noch ansteckender als die bekannten Varianten. Nun hat Delta schon die Spielzeit der Pandemie verlängert und alle, die sich im Winter 2020/2021 kurz vor Spielende wähnten, Lügen gestraft. Jetzt gibt es wieder eine neue BewohnerIn im Variantenzoo und die Aussagen der Experten, es sei die letzte relevante klingt erst einmal nicht sehr plausibel. Aktuell sieht es nicht so aus als ob die Industrieländer sich dazu durchringen könnten durch Verzicht auf Patente oder Querfinanzierung genügend Impfstoff für ärmere Länder zur Verfügung zu stellen. Hier wiederholt sich schlicht der schon zur Normalität herabgesunkene Skandal beim Umgang mit anderen Medikamenten oder lebensnotwendigen Gütern, die an sich weltweit in ausreichender Zahl vorhanden wären. Bei dieser Hartleibigkeit scheint es sich zu lohnen über die Gestaltung einer Zukunft nachzudenken, in der alle sechs Monate eine neue relevante Variante des Virus entsteht. Welche gesellschaftliche Praxis wird sich hier etablieren und welche ist wünschenswert?

Gibt es dann eine Sommerzeit, geprägt von einem gesellschaftlichen Sozialleben, das an die Zeit vor dem Virus erinnert und entsprechend ‚heruntergefahrene' Winter, in denen zwischenmenschlicher Umgang weitgehend elektronisiert ist? Müssen die Weihnachtsmarktschausteller möglichst bald umgeschult werden und die Hersteller von Sylvesterböllern in die Kunstdüngerbranche abwandern? Depressive Winter und kollektiv überkompensierende Sommer prägen dann vielleicht das postcoronale Leben auf der Nordhalbkugel. Das hört sich dann aber irgendwie ungesund bipolar an.

Unter vier Augen

Der weltgrößte Klimasünder China und ein angebissener Schokoriegel aus dem Vorsauerland trafen sich in den mittleren Nullerjahren einmal zu einem Face-To-Face-Meeting auf einem Rittergut in der Bretagne. Die Aussprache war vertraulich und fand unter vier Augen statt. Der angebissene Schokoriegel ging danach wieder seiner Wege, der weltgrößte Klimasünder China blieb noch für einige Tage, bevor auch er schließlich wieder weiterzog.

Historisch verbürgt ist die Geschichte zwar nicht. Sicher ist aber, dass sie einmal aufgeschrieben wurde.

Thomas Glatz

Und ewig singen die Laubbläser

Zur Kritik eines paradigmatischen Gartengeräts der späten Moderne

Bei manchen Dingen fragt man sich wann das eigentlich angefangen hat. Ab Ende Oktober eines jeden Jahres drängt sich diese Frage in den Vorstädten und Parks der Republik für die dann massiv zum Einsatz kommenden Laubbläser auf. In dieser Zeit sind vornehmlich Männer zu sehen und zu hören, die mit Verbrennungsmotor auf dem Rücken und Schlauch in der Hand Laubperformancepusten veranstalten. Aufgrund seines erheblichen Lärmpotentials haben sich die stinkenden Rucksäcke als Treiber von Nachbarschaftsstreits in der ruhebedürftigen Vorstadt längst zum kleinen Bruder des motorisierten Rasenmähers gemausert.

Als Werkzeug wirkt der Laubbläser wie ein Artefakt aus dem Zentrum des fossilen Zeitalters: laut, rigoros, effizienzversessen und in den meisten Varianten auf Produkte des Erdölzeitalters angewiesen. Dabei verbreitet er sich erst ab den 1990er Jahren in größerem Umfang in Europa und erweist sich dabei als ein Paradebeispiel der Partiallösungsstrategien, die der kapitalistischen Moderne in so vielen Fällen eigen sind: Benzin rein, Anschnallen, Anschalten, rumfuchteln, Laub weg – voll gut. Es ist vermutlich nur seinem nervigen Getöse zu verdanken, dass im Lauf der Jahre auch umfassender nachgedacht wird, was man da so macht und so entsteht eine weitgehend unwidersprochene Liste unerwünschter Effekte für die Laubbläserei. Die enthält neben dem Klassiker Lärm so naheliegende Punkte wie die Emissionen des meist eingesetzten Verbrennungsmotors, aber auch Punkte bei denen jemand nachgedacht oder gar einen Messfühler in die Landschaft gehalten haben muss. Demnach entsorgen Laubbläser auch Kleinlebewesen gleich mit, die für den Mikrobereich der Ökosysteme durchaus wichtig wären. Ihre veritable Luftgeschwindigkeit wirbelt neben Laub auch Schmutz und Kleinpartikel auf und erhöht vor allem im städtischen Umfeld die herbstliche Feinstaubbelastung. Die mit dieser Kritik oft verbundene Frage wohin das Laub ökologisch gesehen eigentlich gehört (nämlich auf Beete und unter Gehölze) muss man nicht unbedingt den Bläsern auf die Schulter packen. Das kann man mit einem Rechen auch falsch machen. Apropos Rechen: der ist üblicherweise die empfohlene Alternative zum Laubbläser. Ein ziemlich traditionelles und dröges Gartengerät, das schlimmstenfalls die Bodenoberfläche aufraut. Nicht gut für den englischen Rasen und zartere Pflanzen, aber wahrscheinlich nicht per se schlecht für den Boden. Im direkten Vergleich Rechen – Laubbläser fällt auch noch ein anderer Aspekt ins Auge, der nicht unbedingt auf den üblichen Kritiklisten steht: Der klassische Rechen mit seinem Holzstiel und seinen ggf. lackierten Metallharken trägt mich Sicherheit herstellungs- und entsorgungsseitig einen kleineren ökologischen Rucksack als der technisch komplexere Laubbläser mit viel Kunststoff(en) und komplexen Verbundbauteilen.[8]

[8] Das trifft für gar nicht so wenige Dinge des Alltags zu, die in den letzten 30 Jahren (also letztlich der postökologischen Zeit) entstanden sind. Wann immer simple Alltagsmechaniken elektrifiziert oder gar elektronisiert werden, kann man davon ausgehen, dass das ‚Neue' die Ökobilanz des ‚Alten' nie und nimmer erreicht.

Der kritische Blick auf den Laubbläser an sich ist – vermutlich ursprünglich getrieben durch seine akustische Auffälligkeit – inzwischen schon längst im Mainstream bis hin zum Bundesumweltministerium angekommen und ein Großteil der Kritik ist unbestritten.[9]

Trotzdem kommen die Geräte gefühlt im Herbst 2021 noch immer großflächig zum Einsatz um diesem speziellen Teil der ‚Natur' Herr zu werden. Nun ist die Koppelung von Erkenntnis und gesellschaftlicher Praxis ohnehin nicht sonderlich eng und oft von einer gewissen Hysterese gekennzeichnet.[10] Im speziellen Fall scheinen hier zwei Effekte bzw. Treiber dieser Verzögerung zusammenzukommen, die in ähnlicher Form auch bei anderen konsumentennahen technischen Applikationen eine Rolle spielen könnten. Das ist zum einen eine verengte markförmige binnenorientierte betriebswirtschaftliche Optimierung, zum anderen ein Effekt, den man vielleicht als Eros der maschinellen Gewalt bezeichnen könnte.

Der nach wie vor breitflächige Einsatz von Laubbläsern bei der Bewirtschaftung großer Parkflächen folgt dabei sicher dem ersten der beiden Momente. Die fortgesetzte Nutzung in diesem Kontext erscheint vor allem deswegen ein Stück weit merkwürdig, handelt es sich doch oft um staatliche oder staatsnahe Organisationen, die sich um diese bewirtschafteten naturähnlichen Räume kümmern und denen dabei offensichtlich die Empfehlung des Bundesumweltministeriums wurscht ist. Der Grund dafür dürfte reichlich banal sein: Wenn man die Nebenfolgen ignoriert, rechnet sich der Laubbläser wahrscheinlich. Ein ohnehin schlecht bezahlter Mitarbeiter der städtischen Grünflächenverwaltung schafft halt x mal mehr Quadratmeter mit Bläser als mit Rechen. Die Anschaffungs- und Betriebskosten des Geräts sind dabei ab einer gewissen Fläche, die zugelaubt ist, wahrscheinlich locker wieder drin. Lärmbelastung, Feinstaub und Kleintiertod sind eben nicht eingepreist und der Bundesrechnungshof besteht nun mal auf den günstigsten Kostensatz ‚Quadratmeter Parkpflege pro Jahr', der zu machen ist.

Im privaten Umfeld dürfte sicherlich der zweite Moment des Eros der maschinellen Gewalt eine größere Rolle spielen. Im Normalfall sind die Flächen, die hier vom Laub befreit werden müssen, nicht groß genug um eine eigene Anschaffung zu rechtfertigen.[11] Selbst wenn das Gerät geliehen sein sollte, erfolgt der Einsatz im Normalfall nicht, weil es effizient ist, sondern geil.[12] Der Laubbläser packt halt einfach mal einen drauf auf die eigenen körperlichen Möglichkeiten und man kann sich mit einer ganz anderen Reichweite ausagieren.[13]

---

[9] Das Ministerium empfiehlt einen Verzicht auf den Einsatz. Einen Großteil der Kritikpunkte an der Geräteklasse lässt sich auf der einschlägigen Seite von Wikipedia wiederfinden. Mit leichten Vertiefungen auch auf Seiten der Umweltschutzverbände.

[10] Im Sinn eines ‚Nachlaufs' der gesellschaftlichen Praxis gegenüber Erkenntnissen, die den wissenschaftlichen Diskursraum in Richtung Common Sense verlassen haben.

[11] Sollten sie es sein, ist im Normalfall davon auszugehen, dass hier keine eigenhändige Pflege des Gartens durch den Besitzer stattfindet. Der Laubbläser, der in dieser Kategorie Garten zum Einsatz kommt, dürfte im Normalfall der eines Gärtnereiservices sein und die fallen bei der Entscheidung das über das Gerät zu tun, wieder in die Kategorie eins.

[12] Es mag Ausnahmefälle geben in denen der passionierte Privatgärtner bzw. die passionierte Privatgärtnerin Rücken hat und deswegen mit dem verfluchten Rechen nicht mehr zurecht kommt. Ob eine vibrierende, nicht ganz leichte und laute Maschine auf dem Rücken hier wirklich Abhilfe schafft, sei einmal dahingestellt.

[13] Das gilt für eine ganze Klasse technologischer Gadgets im Garten- und Heimwerkerbereich bis hin zum in dieser Hinsicht paradigmatischen Individualverkehr. Auf Anhieb wäre hier an motorisierte Rasenmäher, Gartenhäcksler, Hochdruckreiniger, elektrische Stemmeisen und Schlagbohrmaschinen ebenso zu denken wie an E-Bikes und über das Sinnvolle hinaus motorisierte Hochgeschwindigkeitsautos. Allem Anschein nach sind Männer

Am Ende ist aber auch klar: der naheliegende Aufruf ‚zurück zum Rechen' geht mir hier leicht von der Schreibhand. Die äußerst übersichtlichen Außenflächen in meiner direkten Verfügungsgewalt in Form zweier Balkone bekommen zwar auch Herbstblätter ab und am Ende sind es mehr als man glauben mag. Aber selbst dort bin ich selten im Einsatz beim sammeln, rechen oder fegen.
Vielleicht ist es aber auch die spirituelle Dimension des Laubblasens, die das Gerät in eine erfolgreiche Zukunft trägt. Um Allerseelen herum braucht man schließlich etwas Lärmendes um die Geister zu vertreiben. Ein Rechen sieht zwar bedrohlich aus, aber eine brüllende, mit hochenergetischer toter Biomasse betriebene Maschine, die mächtige Luftströme erzeugt um andere tote Biomasse auf Haufen zusammenzutreiben ist schon das Richtige um die Herbstgeister aus den Parks und Gärten zu schieben.

Bilderwitze

Thomas Glatz

hier leichter zu begeistern als Frauen. Das muss keine biologischen Ursachen haben. Vielleicht sind es auch nur die letzten Ausweichbewegungen einer untergehenden Kriegergesellschaft. Mit dem Bohrhammer gegen die feindliche Ziegelwand. Laubbläser und Hochdruckreiniger decken dabei ein interessantes Nebenphänomen ab. Hier geht es auch um Artefakte bzw. Maschinen, die tendenziell einer von Verfall und Prozess geprägten Welt ‚Reinheit' einprügeln (im Fall des Hochdruckreinigers sogar in einem Maße, der manuell nicht herzustellen ist und bei Anwendung auf biologische Körper erhebliche Verletzungen zur Folge hätte).

Was gibt's da zu sehen?

‚Auf und ab, durch die Straßen deiner Stadt'[14]

Lange waren sie das sichtbare Zeichen des Fortschritts in den Zentren der Städte und den Flaniermeilen in den Stadtvierteln: die Schaufenster des Einzelhandels.[15] Hier konnte bestaunt werden, was eine marktwirtschaftlich organisierte Gesellschaftsordnung so alles für die ihr Unterworfenen auf die Beine stellt. In den Zeiten vor dem Internet war das Schaufenster wesentlicher visueller Triggerpunkt des Konsumentenbegehrens, das ansonsten vor allem von der Medienwelt und Versandhauskatalogen befeuert wurde. Mehr als hundert Jahre war hier eine semipermeable Membran im öffentlichen Raum der Metropolen implantiert, die die Modellierung von Begehren fest als Teil des Erlebens von ‚Stadt' verankert hat. Das Schaufenster als warenzentrierte Intervention am Rande des öffentlichen Raums. Man flaniert in der Stadt und shoppt im Zweifelsfall – wenn man über die entsprechenden finanziellen Möglichkeiten verfügt. Die Wareninszenierungen des Einzelhandels prägten und strukturierten das Gesicht der Stadt der kapitalistischen Moderne – zusammen mit Reklameflächen, Strukturen für den Individualverkehr und Großfunktionalbauten.

Die Struktur des Einzelhandels und seiner Präsentation zur Straße hin war neben der Bebauung auch ein Verweis auf die soziologische Struktur eines Ortes und des Publikums, das dort verkehrt. Die Edelboutique findet sich eben nicht in den Hochhausburgen am Stadtrand, sondern meist in Innenstadtbereichen mit einer gewissen Tradition in der Versammlung hochpreisiger Angebote.[16]

Trotzdem war der sichtbare Ausweis eines opulenten verfügbaren Warenangebots auch in Zeiten der Systemkonkurrenz des kalten Krieges immer auch ein implizites Argument für die angebliche Überlegenheit eines Kapitalismus, der Massenkonsum in einem gewissen Maß ermöglichte.[17] Kulminationspunkt war hier in gewisser Weise die ‚Insel' West-Berlin, die Quersubventioniert von der Bundesrepublik und den ehemaligen westlichen Besatzungsmächten explizit als ‚Schaufenster des Westens' positioniert und aufgebaut wurde. Inmitten des grauen Staatssozialismus sollte hier die glitzernde Gegen-

---

[14] Superpunk – Die Straßen deiner Stadt, auf: Einmal Superpunk, bitte! (2008), Song 10.

[15] Der Fortschritt der hier signalisiert wird, ist natürlich ein recht spezifischer und selbst innerhalb der Auffassung der Moderne ein Verengter. Es ist halt einer, der sich vor allem als breite Konsummöglichkeiten für möglichst viele Menschen manifestiert.

[16] Wohingegen die Lebensmitteldiscounter ihre Filialen zunehmend auch in die Gewerbegebiete der gutbürgerlichen Vororte setzen. Dabei nehmen sie sich beim Thema ‚Schaufenster' ohne völlig aus dem Rennen. Sie existieren auch bei Neubauten zwar, sind aber je nach Betreiber mit mehr oder minder hässlichen Logoklebefolien verblendet. Die nicht verklebte Fläche inszeniert kein Schaufenster, sondern gibt einfach einen Blick auf die schmucklosen Verkaufsflächen frei. Notwendigkeit und Funktionalität scheint hier die Kommunikationsebene zu sein, wobei das Konzept ‚Schaufenster als Blick in den Laden' auch beim höherpreisig angesiedelten Einzelhandelsformaten immer wieder einmal zum Einsatz kommt – insbesondere bei der eher neueren Form der Mischung von Gastro und Laden, Stichwort Lifestyle-Café. Wenn es gut läuft, kommen wir noch darauf zu sprechen.

[17] Von den Nebenfolgen eines solchen Konsums war bis in die 1970er-Jahre hinein kaum die Rede. Wohl aber haben die staatssozialistischen Systemkonkurrenten, die ohnehin nicht so ohne weiteres mithalten konnten, den Vorwurf der Dekadenz ist Feld geführt. Neu war das Schaufenster als Kulturtechnik aber schon damals nicht. Die Statik städtischer Bauten gab den großflächigen Glasbereich ohne Stützkonstruktionen zur Straße hin schon im 19. Jahrhundert her. Die Veröffentlichung entsprechender Literatur lässt auf eine gewisse Professionalisierung des Ganzen schon Mitte des 19. Jahrhunderts schließen (vgl. August Fricke – Moderne Schaufenster und Ladeneinrichtungen, 1868).

welt der immer verfügbaren Neuware zumindest auf ausgewählten Einkaufsstraßen aufgebaut werden. Frei nach dem Motto: ein topmoderner Fernseher sagt mehr als 100 Pamphlete über Freiheit und Wirtschaftssteuerung.[18]

Schon mit dem Entstehen der neuen sozialen Bewegungen in den 1970er-Jahren und der damit aufkommenden Kritik an Konsum und dem entsprechenden Lebensstil verliert das Schaufenster ein Stück weit seine politisch-ostentative Rolle. Spätestens mit dem Fall des Eisernen Vorhangs zu Beginn der 1990er-Jahre findet das Schaufenster zu sich selbst und muss keine unterschwellige Botschaft von Systemüberlegenheit mehr mittransportieren. Spätestens jetzt ist es einfach übliche Praxis des Einzelhandels und wird eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit im öffentlichen Bild größerer Agglomerationen. Die Stadt als Knotenpunkt marktlicher Gesellschaftsorganisation macht sich hübsch und behängt sich mit Waren. Die Befestigungsmechanik ist das Schaufenster.

Kurz nach der unprätentiösen globalen Durchsetzung als visuelle Technik des Einzelhandels zeigen sich erste Risse. Eine Generation drängt in den Bereich der Hauptkonsumträger der 25-50jährigen, die von klein auf mit einer übermäßig ausgestatteten Warenwelt aufgewachsen ist. Sie ist auch mit einer zunehmenden Leistungsverdichtung bei den Jobs konfrontiert, die überhaupt noch Konsum über das Notwendige hinaus ermöglichen. In der Konsequenz schauen zunehmend seltener diejenigen hin, die der Begehrensgenerator ‚Schaufenster' eigentlich erreichen will. In einem verdichteten Leben studiert man keine Auslagen, sondern versucht Einkäufe von der Erledigungsliste zu bekommen. Schaufenster betrachtet man, wenn man auf den Bus wartet und der Akku vom Smartphone leer ist. Die Auslagen der Apotheke um die Ecke kennt aber niemand, auch wenn dort immer die eigenen Rezepte eingelöst werden. Schon zur Jahrtausendwende schaut also kaum noch jemand hin, der oder die es sich auch leisten kann.

Kurz danach entsteht dann mit der Durchsetzung des internetbasierten E-Commerce das Schaufenster für zu Hause, kaum zehn Jahre später lernt das Internet auf Smartphones laufen. Damit ist das Schaufenster to go geboren und sickert in das Leben eines Großteils der Menschen in den Industrienationen ein. Es sind keine statischen Repräsentationen einer von einem Dekorateur inszenierten Warenwelt, die da auf den persönlichen Kommunikator kommen, sondern filterbare Interfaces zu Millionen von Shops weltweit. Noch gibt es sie, die ortsgebundenen Ausstellungsflächen eines Einzelhandels, der seinerseits mit der Abwanderung von Einkäufen in das Netz zu kämpfen hat. Bedeutet das mittelfristig das Ende des Schaufensters wie wir es kennen? Wird da eine Inszenierungsform von Ware im Vorübergehen abgekündigt, die das Stadtbild des 20. Jahrhunderts neben der Gastronomie, dem Nachtclub und dem Kino wesentlich geprägt hat, vor allem in den Stadtvierteln, die gemeinhin als besonders urban wahrgenommen wurden? Dort hat das Schaufenster durch innerstädtische Ausflugsbewegungen wahrscheinlich noch eine gewisse Schonzeit. In der Peripherie und kleineren Städten ohne

[18] Eine These, die sich leider als weitgehend tragfähig erwiesen hat. Die Szenen nach Öffnung der Mauer 1989 und 1990 deuten darauf hin, dass die medial befeuerte ‚Erotik' der Ware doch bei einem Gutteil der unfreiwillig konsumarm lebenden stark verfangen hat. Die Arroganz der durch 40 Jahre Konsumkultur blasierten Westdeutschen gegenüber den Ostdeutschen Ladenstürmern und -stürmerinnen war dabei nicht angebracht. Wer potentiell jederzeit kann, tut sich leicht mit ostentativer Zurückhaltung (die spätestens zum nächsten Weihnachten dann ohnehin nicht mehr funktioniert). Es muss natürlich trotzdem noch Knappheit auf hohem bzw. höherem Niveau herrschen. Eine Schlaraffenlandsituation benötigt keine Schaufenster zur Förderung des Begehrens.

touristischen Kontext könnte das in absehbarer Zeit anders aussehen. Die ohnehin schon wenig opulente Ausstattung der Kernstraßen einer Kleinstadt könnte dann im Extremfall so aussehen: Neben vielen, in Co-Workingspaces verwandelten ehemaligen Ladengeschäften findet man vor allem noch Cafés und Gaststätten. Eines davon arbeitet im Verbund mit dem örtlichen Heimat- oder Stadtmuseum, das sich in der Nähe der Gemeindeverwaltung findet. Am Rande dieser Struktur finden sich nach wie vor die Läden der klassischen Versorger (Lebensmittelhandel, Drogerien) ohne aufwendige Schaufenstergestaltung. Sie sind längst auch im Internet vertreten und mit irgendeinem Liefer- und Abholdienst verbunden. Der klassische Konsum jenseits der Grundbedürfnisse wird nur noch in Abholstellen der verschiedenen Paketdienstleister sichtbar, die schmucklos und pragmatisch Logistik über E-Mobilität organisieren. Produkte rund um die Erzeugung von Ambiente werden in einem der betont neuheimelig ausgestatteten Cafés mitvertrieben. Hier gibt es alles gegen die Kälte der späten Moderne.

Für die jüngere Generation ist diese Transformation nicht unbedingt ein Problem. Sie begeben sich in diesen Bereich der Stadt ohnehin nur um Freunde in den Gaststätten oder Cafés zu treffen oder einen im Netz getätigten Konsumakt zu vollenden indem sie eines oder mehrere Pakete abholen. Sie sind es gewohnt sich bei der Bewegung im öffentlichen Raum eher mit ihrem Smartphone als mit der sie umgebenden Architektur und Einzelhandelsstruktur zu beschäftigen. Die Figur des Flaneurs ist in dieser nahen Zukunft schon mehr oder minder vollständig abgelöst durch die des Phoneurs.[19] Die räumliche Praxis des umherschweifenden Einkaufsbummels als Form der kapitalistisch-konsumistischen Begehrenserzeugung scheint hier weitgehend abgekündigt. Vielleicht etabliert sich in den Fenstern der räumlich aufgeblähten Paketshops noch eine Reproduktion der ‚alten' Begehrensbewirtschaftung. Dann wären ihre Fenster von riesigen Displays dominiert, auf denen wunderbare Webshopdarstellungen der Waren gezeigt werden, die gerade auf Abholung warten.[20] Viele kleinere Läden (also gerade die, denen man etwas sentimental ‚Flair' unterstellt aber nie etwas kauft) sind schon fort. Das Schaufenster existiert noch als Architekturelement, ist aber entweder verblendet, weil es hier nicht mehr darum geht, Appetit auf angebotene Waren zu wecken, sondern Dienstleistungen anzubieten, die nicht unbedingt unter den Augen der Öffentlichkeit durchgeführt werden sollten (Zahnarztpraxis, Methadonausgabe, Massagesalon, psychologische Beratungsstelle) oder es gibt den Blick auf einen Office Space frei, der im Vordergrund dann meist nur mit ein paar dezenten Accessoires geschmückt ist um auf das Geschäftsmodell der neukreativen Ich-AG's zu verweisen, die den ehemaligen Verkaufsraum als Büro nutzen. Nur in den Metropolen existieren dann noch sogenannte Flagshipstores der großen Marken,

---

[19] Eine zweifellos etwas exotische Vokabel um die neuen Wahrnehmungs- und Umgangsstrukturen von Menschen zu benennen, die sich beim Umherschweifen in städtischen Strukturen vor allem an ihrem Smartphone orientieren. Der Kulturwissenschaftler Robert Luke hat sich ab 2005 mit mittelgroßem Erfolg an der Etablierung des Begriffs versucht (vgl. Robert Luke – The Phoneur. Mobile Commerce and the Digital Pedagogies of the Wireless Web, in: Peter Trifonas (Hrsg.) – Communities of Difference. Culture, Language, Technology, New York 2005, S. 185–204.). Immerhin reicht es in der deutschsprachigen Wikipedia für einen kurzen Artikel (https://de.wikipedia.org/wiki/Phoneur, Abrufdatum 13.12.2021).

[20] Damit wäre in größeren Städten auch die Funktion des Schaufensters als sozialer Stratifizierungsindikator gerettet, so heißen je besser situiert die Anwohner, desto edler die angezeigten Waren. Wahrscheinlich wird das persönliche Einkaufen im Laden vor Ort im Luxussegment ohnehin erhalten bleiben. Hier funktioniert das Schaufenster gegebenenfalls noch als Sehnsuchtsort für einen großen Teil des möglichen Publikums und diejenigen, die wirklich dort einkaufen, legen im Allgemeinen noch Wert auf den dienstbotenartigen Umgang, der mit dem dortigen Verkaufspersonal noch gepflegt werden kann.

die sich kalkulatorisch nicht nur über die Verkäufe tragen müssen. Ein Teil der Kosten werden über das Marketingbudget abgedeckt, denn es geht am Ende nur darum mit dem eigenen Logo in der Stadtlandschaft eingeschrieben zu sein und Produktpilotierungen im direkten Kontakt mit den Kunden, die im besten Fall eher Fans sind, durchzuführen.

Ein Lamentieren über die Verödung der Innenstädte könnte man angesichts dieser Entwicklung dann bruchlos aus der Gegenwart übernehmen und dabei wie heute auch schlicht die Tatsache ignorieren, dass der Ausbau dieser städtischen Areale in monofunktionale Konsumzonen durchaus auch von herber Kritik begleitet war. Die Krise des Einzelhandels, die hinter der Verödung der Fensterfronten steht, kann dann zum Anlass genommen werden, neu über innerstädtische Sozialbeziehungen auch jenseits der verdinglichten Dimension des Warentausches nachzudenken. Ateliers, Repaircafés und Quartiersteffs könnten einen Teil der Räume hinter den großen Fenstern genauso füllen wie das lokale All-in-One-Büro der Stadtverwaltung. Denkt man diese eher romantische und von Geist der Alternativkultur der 80er-Jahre durchwehte Vorstellung gegen die Fußgängerzonen und Flaniermeilen der Metropolen, wirkt sie unmittelbar absurd. Dann erst fällt auf, dass die Verödung der innerstädtischen Strukturen schon lange auf einer ganz anderen Ebene erfolgt ist. Es gibt schlicht nur noch sehr wenige Menschen, die ‚echte' Wohnadressen in diesen Kernbezirken haben und damit Einrichtungen bräuchten, die auf ein lokales Sozialleben zielen.[21]

Die Dominanz der sogenannten gewerblichen Nutzung in den Innenstädten und deren über lange Zeit höheren Mietsätze hat diese Entwicklung befeuert und auf eine gewisse Weise Kernviertel entvölkert. Das macht das Denken über eine andere Sozialität in den Innenstädten kurzfristig so absurd. Es gibt dort schlicht kaum jemanden, der wohnortnahe Leistungen im öffentlichen Raum braucht und die entsprechenden Konzepte können aus Sicht einer Immobilienverwertungslogik nie und nimmer das liefern, was Investoren von ehemaligen Toplagen so erwarten. Ein finanzieller und nutzungstechnischer Rückbau ist in einer Moderne, die hoffnungslos der Steigerungslogik verfallen ist, nur schwer bis gar nicht vorstellbar. Eine Rückkehr von Wohnbevölkerung ist also genauswenig wahrscheinlich, wie eine fortwährende Nutzung mit Orientierung hin zum öffentlichen Raum. Die Schaufenster der ehemaligen Einzelhändler werden also der sinkenden Zahl der Vorbeiphonierenden immer weniger zu sagen haben. Im Herz der Städte entsteht eine Ödnis von Gewerbeflächen, die nicht mehr zur Straße hin ausgerichtet sind – außer es gibt einen touristischen Attraktionspunkt, denn Urlaub ist die Zeit im Jahr, in der der Mensch der zukünftigen Spätmoderne sich die Zeit zum Offlineshopping nimmt.

---

[21] Es soll nicht geleugnet werden, dass die hier aufgeführten Beispiele ein Stück weit ein Rückfall hinter die moderne Idee der Großstadt als sozialer und regionaler Schmelztiegel sind. Es ist recht vormodern den Bewohnern einer Großstadt nahezulegen ihr Sozialleben auf das jeweilige Viertel hin auszurichten, in dem sie zufällig eine Wohnung gefunden haben, die ihren Bedürfnissen oder finanziellen Möglichkeiten entspricht. Es ist gerade der Austausch und die Begegnung außerhalb und jenseits des direkten Lebensumfelds, das die Großstadt prägt, selbst wenn das, was man im auslaufenden 20. Jahrhundert Subkultur nannte, jetzt eher Special Interest mit wenig Wirkung in die Gesellschaft ist. Die Förderung eines emotionalen Anderen über die Unterscheidung ‚mein Viertel', ‚dein Viertel', die also eher das Trennende betont, erscheint jedenfalls wenig wünschenswert. In der Familienphase der jeweiligen biografischen Entwicklung spielt diese lokale Verwurzelung ohnehin eine herausgehobenere Rolle, weil die Sozialisierungseinrichtungen der Kinder (Krippe, Kindergarten, Schule) zumindest in Europa oft viertelgebunden sind.

Wird das noch was mit dem nix?

Am 27. November war Kauf-nix-Tag

Immer mehr Tage des Jahres sind nicht einfach ein Datum. Die klassischen Feiertage, die das Verblassen des Christentums in Mitteleuropa überlebt haben, kennen wir ja schon länger und diejenigen, die in Lohn und Brot stehen, fällt das spätestens auf, wenn freie Tage mit Namen auf dem Kalender auftauchen. Es scheint aber so, als ob der Trend zur Individualisierung auch zunehmend auf eben diesen Jahreskalender übergreift. So müssen inzwischen auch einzelne, ganz normale Tage im Jahr herhalten um erinnerungswürdige Themen aus Politik, Geschichte und Popkultur ein Aufmerksamkeitsfenster zu öffnen.

Schon über 100 Jahre bekannt und jenseits der Religion verortet, ist der Internationale Frauenkampftag (oder etwas neudeutscher und weniger martialisch Frauentag) am 8. März, weniger politisch und irgendwo zwischen niedlich, reaktionär und konsumistisch-nerdig findet sich der Star-Wars-Tag am 4. Mai wieder. Auch kaum bekannt und in den letzten zehn Jahren vor allem in Mitteleuropa mit einem echten Karriereknick gesegnet: der sogenannte Kauf-nix-Tag am letzten Samstag im November.

Mit Wurzeln in den Ausläufern der Alternativbewegung Nordamerikas entsteht der dort ‚Buy Nothing Day' titulierte Aktionstag auf Initiative des Aktivisten und Künstlers Ted Dave 1992 in Vancouver, Kanada. Im Umfeld des antikonsumistischen Magazins ‚Adbusters' ging es erst einmal darum als Gegenprogramm zum Einkaufsrausch des sogenannten Black Friday einen konsumfreien Tag auszurufen um im eigenen Lebensvollzug über die ökonomischen und umwelttechnischen Folgen des eigenen Alltags nachzudenken.[22]

Die Idee Alltagspraktisch Konsumkritik einzuüben fand erst einmal auch in Europa anklang und wurde von Akteuren der Bürgerinitiativbewegung und teilweise auch Künstlergruppen aufgenommen.[23] Unter dem etwas arg an Berliner Spontis erinnernden Namen ‚Kauf-nix-Tag' beteiligte man sich an einer europäisierten Kampagne – und verlor dann in den 10er-Jahren so ein Stück weit die Lust. Ohne die Tradition des Black Friday, der als paralleler Kaufrauschtag als guter Aufhänger für eine ‚Buy Nothing'-Kampagne dienen konnte, tat sich der Kauf-nix-Tag in einer Welt der aufkeimenden Lieferdienste und dem beginnenden Siegeszug des Internetshoppings eher schwer.

Inzwischen hat aber der damalige Stein des Anstoßes es auch über den Teich geschafft. Der Black Friday ist auch in Europa inzwischen ein Begriff. In einer globalisierten Einkaufslandschaft und dem Bedürfnis nach synchronisierten Sales-Kampagnen braucht es nicht unbedingt die spezielle Feiertagssituation aus Nordamerika, die diesen besonderen Einkaufstag dort eher generisch hat entstehen lassen. Er ist längst ein inszeniertes Ereignis auch im europäischen Internetshopping – mit dem Druck auf die Offlinewelt ein Stück weit mitzuziehen. Vielleicht ist es Zeit seinem Gegner wieder ein bisschen

---

[22] Der ‚Buy Nothing Day' liegt direkt auf dem Black Friday, findet also einen Tag früher statt als in Europa. Es ist der Tag nach Thanksgiving. Viele US-Amerikaner haben hier noch frei und nutzen die Zeit für Einkäufe. Der inzwischen als Sonderangebotstag institutionalisierte Freitag hat sich zu einem der Haupteinkaufstage des Konsumjahres in den USA entwickelt.

[23] Gemeint sind damit die globalisierungskritischen Attac und die österreichische Künstlergruppe Monochrom, die das Thema in den frühen 10er-Jahren aufgegriffen hatten. Sogar auf der Website des Kompetenzzentrums Nachhaltiger Konsum, dessen Geschäftsstelle am Umweltbundesamt hängt, verweist man ein bisschen verschämt auf den Kauf-Nix-Tag 2019.

mehr Aufmerksamkeit angedeien zu lassen. Der Kauf-nix-Tag könnte eine gute Begleitung sein zur aktuellen Illusion eines grünen und nachhaltigen Konsumismus, die sogar eine neue Regierung ins Amt gespült hat. Nur beim Namen, da müsste man noch etwas tun um im 21. Jahrhundert anzukommen. Vielleicht schlicht Kauf-nichts-Tag oder auch noch kürzer Keinkauftag. Da könnte man dann auch gleich Pop-Up-Keinkaufzentren eröffnen um gemeinsam nichts zu kaufen und offline zu reden oder auch Notwendiges und langfristig Nützliches an die zu verschenken, für die zwangsweise oft Kauf-Nix-Tag ist.

Interview mit einer Vertreterin des VHM

Interviewerin: Sie sind alleine gekommen?

Haussperlingin: Ja.

Interviewerin: In der Anfrage war von einer breiteren Besetzung die Rede.

Haussperlingin: Ja, das stimmt. Wir möchten mit dieser kargen Besetzung auch nicht die Möglichkeit abwerten uns zu äußern – im Gegenteil. Wir haben uns aber letztlich gegen die Vielfalt entschieden und für die Einzelvertretung, einfach weil wir selbst nicht mehr so viele sind.

Interviewerin: Sie selbst nicht mehr so viele? Der Verband der Haussperlinge Mitteleuropas, kurz VHM vertritt unseres Wissens mehrere Millionen Brutpaare!

Haussperlingin: Das ist wohl so. Trotzdem können wir seit Jahren unsere Mitgliederzahl nur durch einen höheren Organisationsgrad in der Community stabil halten. Es gibt schlicht immer weniger Haussperlinge.

Interviewerin: Was ist passiert? In meiner Jugend waren die Spatzen so zahlreich, dass sie schon fast als Symbol für den Überfluss tierischen Lebens auch im Industriezeitalter galten.

Haussperlingin: Spatzen hören wir eigentlich nicht so gern. Es ist ein Begriff, der ein Stück weit herabwürdigt und mit Kleinwuchs und Irrelevanz verbunden wird. Das Erleben, das sie in Bezug auf den Bestand an Sperlingen aus ihrer Jugend beschreiben, deutet auf ein schon etwas höheres Lebensalter hin. Unsere Population ist schon seit über 30 Jahren unter Druck.

Interviewerin: Wie kann das sein? Das Image des Haussperlings hat sich doch deutlich verbessert. Er wurde vor fast 20 Jahren sogar zum Vogel des Jahres gewählt. Das ist noch eine Karriere für eine einst als Schädling eingestufte Art.

Haussperlingin: Das kann man so sehen und doch ist der Schritt vom Speziesmord in früheren Zeiten zur aktuellen beschwichtigenden Auszeichnungskultur nicht so weit wie man glauben mag. Die aktive Vernichtung durch Menschen gehört tatsächlich weitgehend Vergangenheit an, das ist wahr. Dafür werden heute mehr denn je unsere Lebenschancen beschnitten und das weniger aus bösem Willen, sondern aus Gleichgültigkeit. Es ist quasi eine Nebenfolge des Way of Live in der menschlichen Postmoderne.

Interviewerin: Wie meinen Sie das?

Haussperlingin: Wir sagen immer Brutplatzräumung durch A und G. Gemeint sind damit Architektur und Garten. In den letzten 40 Jahren hat sich eine Art zu Bauen durchgesetzt, die jegliche Winkel und Nischen vermissen lässt, die unsere Brutpärchen traditionell zur Fortpflanzung genutzt haben. Die neuen Gärten sind noch schlimmer als das, was Dieter Wieland 1983 in seiner berühmten Doku ‚Grün kaputt' beschrieben hat. Aufgeräumte, gezähmte Steingärten ohne Kompost und Lebensraum für die Insekten, die wir vor allem während der Brut brauchen um unseren Nachwuchs aufzuziehen. Nichts davon zielt aktiv darauf unseren Lebensraum zu beschneiden. Es ist nur schlicht ein Design, das uns aus den Städten hinaustreibt.

Interviewerin: In der Sprache Mitteleuropas haben sich vor allem Sprichwörter rund um den Haussperling etabliert, die auf die geringe Größe und allgemein auf eine geringe Bedeutung, bzw. einen geringen Wert verweisen, wie z.B. ‚Besser ein Spatz in der Hand als eine Taube auf dem Dach'.

Haussperlingin: Wir Spatzen sind – vermutlich zusammen mit den Stadttauben, die in der Bewertung durch die Menschen ein ganzes Stück schlechter wegkommen als die Familie der Tauben an sich – wahrscheinlich die am meisten diskriminierte Vogelart Mitteleuropas. Das Sprichwort zeigt das recht deutlich. In letzter Konsequenz bedeutet es auch, dass der Sperling eben gerade noch besser als nichts ist. Trotzdem hat man sich über die Jahrhunderte menschlicherseits große Mühe gegeben die Bestände zu reduzieren. Und obwohl es sich laut einem anderen menschlichen Sprichwort nicht lohnt mit Kanonen auf Spatzen zu schießen, kam es in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts in Süddeutschland noch immer vor, dass unsere Schlafplätze mit Dynamit gesprengt wurden. Das wäre wahrscheinlich noch immer gängige Praxis, wären wir jemals auf die Idee gekommen den Spieß umzudrehen.

Interviewerin: Das klingt ja furchtbar. Haben denn aus ihrer Sicht die menschlichen Kampagnen etwas gebracht?

Haussperlingin: Wie schon gesagt: Die aktive Verfolgung gehört der Vergangenheit an. Eine Schippe Auszeichnungsmitleid ersetzt uns nicht unsere Brutplätze. Es ist zwar schön, dass die Umweltschutzverbände, die noch in den 60er-Jahren spatzensichere Futterstätten vertrieben haben, sich jetzt um die Populationsentwicklung sorgen, aber die makrosoziologischen Entwicklungen wird das auch nicht aufhalten. Wir sind überhaupt nur durch den erheblichen Bestandsrückgang ins Aufmerksamkeitsfenster gerückt. Ihr Menschen seid schon seltsam. Euer Naturschutz funktioniert auf Basis von Schwäche und Seltenheit. Das Üppige wird bekämpft, Reste in Reservate gestopft. Ob das bei uns Haussperlingen gelingt, wird sich zeigen. Wir sind letztlich ein Stück zu klein um uns zu wehren.

Interviewerin: Was möchten sie Menschen mitgeben?

Haussperlingin: Haus und Garten gegen den Trend – Mauervorsprung und Kompost 2022!

Interviewerin: Das hört sich doch gut an. In diesem Sinne eine angenehme Überwinterung. Und grüßen Sie ihr Männchen.

Haussperlingin: Danke für das Interesse!

Cpt. Kirk &, Teil 26

Cpt. Kirk & die Gammler

Wer will nicht mit Gammlern verwechselt werden – Wir
Wer sorgt sich um den Frieden auf Erden – Wir
Ihr lungert herum in Parks und in Gassen
Wer kann eure sinnlose Faulheit nicht fassen – Wir – Wir – Wir[24]

Cpt. Kirk selbst mag ja durchaus verschmitzt sein und gelegentlich als die Figur auftreten, die die pure Vernunft, die ja bekanntlich laut Tocotronic niemals siegen darf[25] und von Spock vertreten wird, in der Führungsriege der Enterprise ausbalanciert. Als Captain eines Raumschiffs der Sternenflotte steht er jedoch mindestens für die in einer Organisation realisierte gesellschaftliche Vernunft. Die postnationalen und postkapitalistischen[26] Gesellschaften der Erde des 23. Jahrhunderts haben sich neue Prinzipien gesucht um sicherzustellen, dass ihre Mitglieder in der Früh den Weg aus dem Bett finden. Es ist das Motiv der persönlichen und gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, das die Spezies nun vorwärts treibt und die Sternenflotte ist eine edle Repräsentation dieser Motivationsstruktur. Fortschritt in einem recht klassischen Sinn des Begriffs ist hier das Zauberwort und der ist allemal zuerst einmal technisch getrieben. Das Soziale entwickelt sich dann schon irgendwie mit.[27] In gewisser Weise hat hier die aufklärerische Vernunft ihren dialektischen Sieg gefeiert und ein Ende der Geschichte[28] zumindest in Bezug auf die Grundprinzipien gesellschaftlicher Organisation eingeleitet. Da scheint die Frage eines klassischen jugendkulturellen ‚Dagegen' für das 23. Jahrhundert weitgehend hinfällig zu machen und das war sicherlich in der Originalserie auch ein Stück weit so beabsichtigt. Diese Prognose einer

---

[24] Freddy Quinn – Wir, B-Seite der Single Eine Handvoll Reis, Polydor 1966.

[25] Tocotronic – Pure Vernunft darf niemals siegen, CD/LP 2005.

[26] Geld gibt es in der klassischen Form nicht mehr. Beim Eigentum an Produktionsmitteln äußert sich insbesondere die Serie ‚Das nächste Jahrhundert' nicht mehr so eindeutig. Das Eigentum an einem Weingut wie beispielsweise bei den Picards inklusive herkunftsgebundener Vererbung scheint nach wie vor möglich. Hier geht es immerhin um Immobilien (Boden) und dazu gehörende (wenn auch nicht besonders beeindruckende) Produktionsmittel. Die Ergebnisse der ganzen Winzerei müssen dann am Ende auch irgendwie die ganzen Aufwände alimentieren. Wie das im Detail läuft und wer letztlich die limitierten Ergebnisse in Form von Weinflaschen nach welchen Regeln bei sich einlagern und / oder konsumieren darf, bleibt weitgehend im Dunkeln.

[27] Es ist letztlich eh nicht ganz klar worauf dieser Optimismus beim Serienerschaffer Gene Roddenberry fußt. Bisher hat das mit dem sozialen Fortschritt in der Moderne meist eher schlecht als recht funktioniert. Die sozialen Folgen des Industriesystems mit der Entstehung des Proletariats wurden im Lauf des 20. und 21. Jahrhunderts lediglich aus den Zentren in die Peripherie vertrieben, aber nie global aufgehoben. Anmerkung: Mit ‚Zentrum' sind die ‚alten' Industrienationen in Europa, Nordamerika und Japan gemeint und mit ‚Peripherie' der Rest. Die Einteilung zeigt schon, aus welcher Zeit diese Diktion stammt: aus dem späten 20. Jahrhundert, also aus einer Phase, in der weder China noch den BRIC-Staaten bereits ein Aufschließen an die alten Industrienationen gelungen war. Eine Entwicklung, die letztlich zu einem Reimport der Stratifikationen geführt hat, die man im klassischen Industriezeitalter entlang der Grenzen Erste und Dritte Welt gezogen hatte.

[28] Francis Fukuyama – Das Ende der Geschichte, 1992.

inneren Befriedung der zukünftigen Erdengesellschaft steht dabei in auffälligem Kontrast zu den jugendkulturellen Umbrüchen der Zeit, in die die Erstausstrahlung der Originalserie fiel (1966-1969).

Ein richtiges Dagegen mit Angriffsziel Sternenflotte und die Gesellschaft, die sie trägt, kann man sich in dieser postkonfliktuellen Zukunft erst einmal schwer vorstellen. Dabei ist natürlich ‚Fortschritt auf allen Ebenen' auch eine Setzung, gegen die man prinzipiell anstinken kann. Als wahrscheinlich ultraliberale Gesellschaft mit regelmäßigem Kontakt zu anderen Lebensformen, sind die meisten Formen modischer oder stilistischer Abweichung in der Zeit, in der die Serie spielt, kaum als Abweichung im Sinne eines ‚Dagegen' vorstellbar. Angriffspunkt gegen die Grundsetzung ‚Fortschritt' kann hier nur ein Ausstieg auf persönlicher Ebene sein, eine Opposition gegen den Anspruch der ständigen persönlichen Weiterentwicklung und eine Negierung der damit in Zusammenhang stehenden sozialen Entlohnungssystemen in Form von Anerkennung.

Stumpfsinn und auf Dauer gestellte Regression bietet sich hier als erste Idee an. Als persönliches Lebensmodell wirkt das für gelernte Intellektuelle nicht nur wenig attraktiv. Es ist darüber hinaus ein Vorgehen, das die eigene Oppositionsfähigkeit auf Dauer in Frage stellt. Irgendwann ist die eigene Reflexionsfähigkeit im Trott der gewollten Abstumpfung dann halt ertränkt. Das Ziel mag zwar erreicht sein, nur ist man kaum mehr in der Lage, das Ganze nach außen aktiv als Opposition oder Subversion darzustellen.

Schaut man in die jugendkulturelle Geschichte des 20. Jahrhunderts, bietet sich eine fast vergessene Subkultur als Modell für eine solche nicht zwangsläufig die eigenen Grundlagen unterminierende Lebensweise an: die Gammler. Als Prä-Hippie-Jugendbewegung ging es hier um den Ausstieg aus Gesellschaften, die die piefigen kulturellen Strukturen der Kriegsgeneration nur mit etwas Konsumglanz überzogen hatten und einen Wertekanon in sich trugen, der eine Mischung aus Krieger- und korporativer Massengesellschaft darstellte. Auch wenn die visuellen Komponenten der damaligen Bewegung – lange Haare, Parka, angeblich vernachlässigte Körperpflege – kaum geeignet sind auf Kernthemen des 23. Jahrhunderts zu reagieren, so sind es die damit verbundenen Lebensstilentscheidungen sehr wohl. Den Gammlern ging es, wenn man den wenigen halbwegs unhysterischen Quellen glauben darf, um einen (partiellen) Ausstieg aus der damaligen Mehrheitsgesellschaft. Dort ging es neben optischer Konformität vor allem um Leistung im Sinne der gehorsamen Erfüllung von beruflichen Anforderungen. Um dem entgehen zu können, hat man sich auch gleich den organisierten und vor allem kapitalisierten Freizeitvergnügungen entzogen. In Kleingruppen rumhängen an öffentlichen und dadurch gebührenfreien Plätzen war Begegnungsform und Lebensgestaltung gleichermaßen.[29] Wichtig ist hier vor allem der Versuch einer Umgehung der Anforderungen, die sich direkt aus den Grundsetzungen der jeweiligen Zeit ergeben. War es damals die gehorsame ‚Leistung', wäre es in der Zukunft des 23. Jahrhunderts die ins Große und Ganze eingebundene persönliche ‚Entwicklung'. Man setzt sich also in Kleingruppen im Parka an den Springbrunnen auf dem Platz vor dem Sternenflottenhauptquartier, quatscht miteinander, raucht eine und hat den ganzen Tag über genau gar kein Erkenntnis- oder Weiterentwicklungsinteresse. Den Sternenflottlern stinkt es, aber sie sind offiziell viel zu liberal um der

[29] Vgl. Walter Hollstein – Die Gammler, in: Der Untergrund, Berlin und Neuwied, 2. Auflage 1970, S. 37-46, abrufbar unter http://www.rockarchiv.infopartisan.net/texte/text005.html.

Versuchung nachgeben zu dürfen, die Sicherheitsoffiziere zwecks einer zwanglosen Räumung vorbeizuschicken.
Vielleicht kommt dann sogar Kirk auf dem Weg zu irgendeinem Admiral vorbei, der ihm dann erzählt, was gerade wieder so alles schief läuft im Nebel Omega-17-AX und dass das mit dem klingonischen Außenposten kurz dahinter so nicht weiter gehen kann. Kirk hört sich das alles an und weiß, dass es jetzt heißt Sachen packen und ab zum Nebel, der so ganz nebenbei eh noch nicht vollständig erforscht ist und deswegen muss noch der ganz neue Multiscanner mit. Kirk sieht dann aus dem Fenster auf die kleine Gruppe von Parkas und fragt sich, ob er nicht doch besser da unten wäre – zumindest geht ihm das kurz durch den Kopf, bevor dann wieder die Gier zuschlägt. Die Gier auf dem Schiff zu sitzen, das als erstes was ganz Abgefahrenes über den Nebel rausgefunden hat und über die zweite Nachspeise der Klingonen an hohen Feiertagen, die die Sternenflotte aktuell noch nicht mal beim Namen kennt. Und wie er an all den Problemen wachsen kann, die ihm auf dem Weg dahin begegnen während seine Größe da unten auf Platz ganz schnell dahin schmelzen würde, denn da unten gibt es nichts zu bewältigen und zu überwinden. Und genau darum geht's beim Gammeln.

Acht neue Suchmaschinengedichte (1.12.21)

1.

Corona kann
Corona kann **nicht schlafen**
Corona kann **mich mal**
Corona kann **nichts essen**
Corona kann **mich mal bilder**
Corona kann **arbeitgeber attest verlangen**
Corona kann **nicht mehr**
Corona kann **ich nicht mehr hören**
Corona kann **nicht mehr riechen**
Corona kann **ich mich impfen lassen**

2.

Corona wird
Corona wird **nie enden**
Corona wird **schlimmer**
Corona wird **harmloser**
Corona wird **bleiben**
Corona wird **immer schlimmer**
Corona wird **nicht besser**
Corona wird **nie vorbeigehen**
Corona wird **weiter mutieren**
Corona wird **aufgehoben**

3.

Corona kommt

Corona kommt **neuer lockdown**

Corona kommt **lockdown**

Corona kommt **zurück**

Corona kommt **wieder ein lockdown**

Corona kommt **noch ein lockdown**

Corona kommt **der nächste lockdown**

Corona kommt **der geruchssinn wieder**

Corona kommt **2g**

Corona kommt **wieder homeoffice**

Corona kommt **wieder**

4.

Corona darf

Corona darf **man im zug essen**

Corona darf **ich mit dem hund raus**

Corona darf **ich das**

Corona darf **ich nach österreich**

Corona darf **der arbeitgeber den impfstatus abfragen**

Corona darf **ich wieder singen**

Corona darf **ich kunden getränke anbieten**

Corona darf **mein kind mit schnupfen in die schule**

Corona darf **man reisen**

Corona darf **man im flugzeug essen**

5.

Corona soll

Corona soll **ich mein kind in den kindergarten schicken**

Corona soll **enden**

Corona soll **ich mich impfen lassen**

Corona soll **ich mein kind impfen lassen**

Corona soll **kommen digga**

Corona soll **ich ins krankenhaus**

Corona soll**stedt**

Corona soll **man fieber senken**

6.

Corona stirbt

Corona stirbt **man**

Stirbt corona **bei 60 grad**

Corona **kind stirbt**

Corona **schwangere stirbt**

Corona **leugner stirbt mit 33**

Corona **wer stirbt alter**

Corona **wer stirbt aktuell**

7.

Corona geht

Corona geht **zurück**

Corona geht **nicht weg**

Corona geht **auf die psyche**

Corona geht **nie vorbei**

Corona geht **zu ende**

Corona geht **nicht mehr weg**

Corona geht **aufs herz**

Corona geht **aufs gehirn**

Corona geht **nie wieder weg**

Corona geht **weiter**

8.

Corona hat

Corona hat **uns verändert**

Corona hat **mein leben zerstört**

Corona hat **mich verändert**

Corona hat**tingen**

Corona hat **die welt verändert**

Corona hat**te ich es schon**

Corona hat **kein ende**

Corona hat **alles verändert**

Corona hat **uns im griff**

Thomas Glatz

Galerie der zweimal erfundenen Namen IV

Es ist ein alberner, aber ein Stück weit zur Gewohnheit gewordener Spleen aus meiner Spätpubertät sich vermeintlich lustige Namen für Bands auszudenken, die bisher nicht existieren. Die meisten dieser Namen kommen nicht über einen gekritzelten Eintrag in einem Notizheft hinaus. Andere hingegen erscheinen amüsant genug um wenigstens virtuell zu prüfen ob denn im Zweifelsfall Verwechslungsgefahr bestünde. Das Internet bietet hier die gleichzeitig interessante wie frustrierende Möglichkeit festzustellen, ob man denn der Erste ist mit seiner Idee. Das ist wichtig in einer innovationsverliebten Zeit, die trotzdem auch nach Unterscheidbarkeit und Einzigartigkeit giert. Am Ende will man ja auch niemanden etwas wegnehmen. Bei den meisten meiner Kreationen stellt sich dann auch tatsächlich heraus, dass schon jemand anderes nicht nur auf die Idee gekommen ist, sondern den Namen auch mit einem konkreten Projekt verbunden hat. Das schmälert im Einzelfall den Unterhaltungswert natürlich in keiner Weise. Daher: Vorhang auf für das vierte Exponat aus der Galerie der zweimal erfundenen Namen!

Lenin Riefenstahl

Fast ein bisschen beunruhigend wo das herkommt, so rein unterbewusstseinsmäßig. An diesem Ort, so hatte ich zumindest immer angenommen, sollte insbesondere die Riefenstahl eigentlich keine Rolle spielen. Trotzdem ist es irgendwo her gekommen. Als Bandname wäre Lenin Riefenstahl wahrscheinlich ein Namensgebungsklassiker gewesen – zumindest im Deutschpunkbereich der 80er-Jahre. 10 bis 15 Jahre später würde man es dann eher im durchaus unsympathischen, von Rammstein geprägten, Genre Neue Deutsche Härte vermuten.[30] Diese gedankliche Einordnung ist natürlich kein Zufall. Wir haben hier die Verballhornung von zwei historischen Figuren vor uns, die für die Schwere und Brutalität stehen, die das 20. Jahrhundert in Europa vor allem in seiner ersten Hälfte geprägt hat.

Der Name selbst wird dominiert von den Anteilen aus Leni Riefenstahl, ihres Zeichens die ‚unpolitische' Hofregisseurin der Nazis. Ihre Reichsparteitagstrilogie und ihre Dokumentation zu den Olympischen Spielen 1936 in Berlin waren purer Treibstoff für die Ästhetisierungsmechanismen, die faschistische Politik von je her beinhaltet hat. Hinterher war natürlich alles nicht so gemeint bzw. reine Ästhetik. Für wohlwollende Kritiker (und in die Kategorie hat sie immer auch selbst gehört) ging es der Riefenstahl vor allem immer darum – und natürlich um sich selbst. Es gibt aber auch genügend Hinweise darauf, dass es Leni nicht besonders gejuckt hat, wenn der Weg zum eigenen, aus ihrer Sicht wohlverdienten Ruhm rechts und links die Gräber gefüllt hat.

Im Namen Lenin Riefenstahl trifft diese bestenfalls narzistisch-opportunistische Figur auf einen erwiesenen Überzeugungstäter mit etwas älteren Lebensdaten. Es gibt nur wenige Menschen, deren Entscheidungen und Überzeugungen relevant für den Verlauf von Geschichte und das Schicksal von

[30] In vereinfachender Form trifft diese Assoziation leider. Es existierte eine Band, die sich mit dem Namen Riefenstahl begnügte und in fast allen Aspekten ihrer Existenz die Konventionen der Neuen Deutschen Härte übererfüllte, insbesondere den Ansatz sich als unpolitisch zu deklarieren, aber in der ästhetisch-psychologischen Dimension alles zu bedienen, was ein bürgerlicher Faschist so braucht.

Vielen waren. Bei Lenin, eigentlich Wladimir Iljitsch Uljanow, gilt das in hohem Maß, insbesondere für die Weichenstellungen, die er im Nachgang ‚seiner' Oktoberrevolution von 1917 vorgenommen hat. Es sind vor allem die theoretisch gerechtfertigten, aus dem Durchsetzungsbürgerkrieg der Revolution geborenen Prinzipien innerparteilicher und gesamtgesellschaftlicher Wahrheitsfindung und die strategische Anerkennung nationaler Befreiungsbewegungen als Zwischenstadium auf dem Weg zur sozialistischen Entwicklung, die die Revolutionsergebnisse mit geprägt und Stalin ermöglicht haben. Der gelernte Jurist traute seinem revolutionären Subjekt, dem Arbeiter, den er im Lauf der Zeit auch noch ganz unorthodox um den Bauern ergänzte, nicht so weit über den Weg, wie es Marx noch getan hatte. Bei ihm braucht es die Partei und ihre geschulten Kader um Arbeitern und Bauern das notwendige politische Bewusstsein zu ‚vermitteln'. Die Partei ist die Avantgarde auf dem Weg zur Entwicklung des revolutionären Menschen und damit natürlich auch im Zweifelsfall im Besitz einer ‚Wahrheit', die sich der letztbegründenden Debatte entziehen darf und innerhalb der Partei gegebenenfalls immer weiter ‚oben' angesiedelt ist. Wegbegleiter haben schon lange vor dem Oktober 1917 die gefährlichen Effekte dieses Effizienz und Gehorsam garantieren Paradigmas erkannt und lebhaft kritisiert. Hätten sie sich innerhalb der Partei vor der Revolution durchgesetzt, gäbe es wahrscheinlich aber auch keine überzeugend-grausigen Belege wie Recht sie damit hatten. Die Chancen, dass eine basisdemokratisch organisierte Revolution gescheitert wäre, sind recht hoch. Mit einem nachsichtigeren oder wie andere vielleicht sagen würden, weniger realistischen Lenin wäre der Herbst des Jahres 1917 wahrscheinlich nur eine revolutionäre Episode in Russland, ähnlich wie die in Deutschland zur Zeit der Gründung der Weimarer Republik. Nichtsdestotrotz erwies sich der Leninismus als elementarer Trägerstoff für einen durch und durch undemokratischen Staatssozialismus. Stalin musste an der Theorie nicht mehr viel tun um diese Setzungen in einen paranoiden Totalitarismus zu verwandeln, auch wenn er sich selbst als großen Theoretiker inszenierte. Wer verwendet diesen eher wilden Mischmasch, der noch dazu bei Suchmaschinenanfragen gerne von Treffern zur Regisseurin abgedeckt wird, jetzt in der Realität des Jahres 2021?

Lenin Riefenstahl (Band)

Die tatsächliche Verwendung des Namens ist tatsächlich fast langweilig, weil sie so nah am Kopfkino angesiedelt ist. Lenin Riefenstahl ist der Name eines aktuell existierenden Bandprojekts aus dem Raum Stuttgart (https://lenin-riefenstahl.de). Insofern reicht die Phantasie hier nicht weiter als die Realität. Lenin Riefenstahl sind aber – trotz anderslautender Beschreibungen, die sich im Netz finden – keine Punkband, sondern siedeln sich eher im Großraum ‚Hamburger Schule' im Stil der 90er-Jahre an. Ein bisschen ‚Die Nerven' in weniger gut ist auch mit drin. Die visuell nett aufgemachte aktuelle EP der Band heißt ‚Jod&Tenside'. Es sieht auf den ersten Blick nicht so aus, als wären das hier junge wilde, sondern eher etwas gereiftere Männer, die jetzt noch einmal ein ambitioniertes Popkulturprojekt auf die Beine stellen wollen. Das kommt auch erst einmal ästhetisch sehr streng und stringent daher, lässt aber ein Stück weit die musikalische und textliche Substanz der Vorbilder vermissen. Das schlägt sich auch im Publikumsinteresse nieder. Trotzdem: so richtig viel gibt es dagegen nicht ins Feld zu führen.

Der Namen des Windes

In meiner Sprache gibt es kein Wort für *Stirnrunzeln*, auch nicht für *Eselsbrücke*, ja nicht einmal für *Wind*. Bei uns auf der kleinen Insel gibt es keinen Wind. Früher gab es ihn wie überall auf der Welt, wo das Meer tosend peitscht und die Gischt ans Ufer schlägt, doch als die Entdecker kamen, starren Blickes und von der langen Seereise ausgezehrt, haben sie den Wind einfach totgeschlagen, weil sie ihn lästig fanden. Keiner unserer Ahnen, die den Wind verehrt hatten wie die Seekühe und die schattenspendenden Bäume mit ihren Tiernestern, hat es jemals wieder gewagt, das Wort für *Wind*, also den Namen des Erschlagenen auszusprechen, aus Angst sein Schicksal zu teilen. Das Wort für *Wind* lässt sich in keinem Wörterbuch unserer Inselsprache finden. Dort steht nur *Wind – nicht gebräuchlich*.

Dabei gibt es hier genauso Wind wie überall auf der Welt. Er ist also gar nicht tot. Doch das ist unser uraltes Geheimnis.

Thomas Glatz

Weil ich bin

Ich atme ein, ich atme aus,
die Luft geht rein, die Luft geht raus.

Ich gehe vorwärts, Schritt für Schritt,
ein Fuß geht mit dem andern mit.

Ich denke leise, so für mich:
Weil ich ich bin, bin ich ich.

Helmut Glatz

Umgedrehte Readymades XIII

Beiträge zur Verwässerung des Kunstbegriffs

Der Künstler Marcel Duchamp hat vor über hundert Jahren einen Flaschentrockner in einem Warenhaus gekauft und ihn zur Kunst erklärt. Dieses erste ‚Readymade' war folgenreich für Kunstbetrieb und Kunstbegriff. Duchamp hat damit den Dingen bzw. den Waren ihre Unschuld geraubt.

Doch die Warenwelt schlägt zurück! Zahlreiche Warenhäuser und Dienstleister haben mittlerweile die Begriffe ‚Art', ‚Kunst' oder ‚Galerie' in ihre Geschäftsschilder integriert. Ein Käsegeschäft nennt sich plötzlich ‚Käse-Art', ‚Käse-Kunst' oder ‚Käse-Galerie', obwohl es dort Kunst weder zu sehen noch zu kaufen gibt sondern Käse.

Thomas Glatz ist dem Phänomen der *umgedrehten Readymades* mit der Fotokamera nachgegangen.

JAHRESRINGER
Allgäuer Holzkunst
Chaos Room
Pipi-Lounge

The Art of ice cream

04
Artroom
FOTOSTUDIO

CafeKunst

Thomas Glatz

Ein Portrait

Viele Maler waren schon auf dem Schloss. Lassen sich dort doch zahllose Motive finden: Der Ausblick, das Panorama, die Schlossarchitektur. Aber Falkensteiner, den Schlossbesitzer, mein lieber Schwan, hat der Kunstmaler Boberach gesagt, den Falkensteiner, den könne man nicht malen. Die Nase säße so hoch über dem Mund, das Kinn so weit darunter, das Auge sei doppelt, ebenso die Ohren! Und die Haarpartie erst! Die Mundpartie und das Philtrum, das stelle alles eine große Herausforderung an einen Maler dar!

Der letzte, der bei von Falkenstein gewesen sei, hätte glücklos hingeworfen. Sehr talentiert sei der Mann gewesen, so Boberach. Ein gelernter Landschafter, ein begnadeter Hochgebirgsmaler, aber auch ein Portraitist vor dem Herrn. Ein Alleskönner! Einfach hingeworfen! Wochenlang sei ihm der Falkensteiner Modell gesessen. Die Haarpartie, das Philturm, die Ohren! Bei den Ohren hätte der Portraitist laut aufgeschrien, beim Skizzieren mit Rötel, hätte das Blatt zerknüllt, den bereits erhaltenen Vorschuss auf den Tisch geknallt, und hätte Reißaus genommen. Und er sei auch nicht der erste gewesen. Andere Künstler seien schon in der ersten Sitzung mitten im Skizzieren aufgesprungen und davongelaufen. Ein Aquarellist aus Schwielingen hätte sich in seinem Taubenschlag erhängt, ein Lithograph aus Dipsingen in seiner Besenkammer, ein Bleistifter aus Überlingen im Wäscheschrank und ein Street-Art-Künstler aus Horb am Neckar am Gewürzbord. Alle seien sie einer Meinung gewesen: Den Falkensteiner, den könne man nicht malen. Er sei weder hässlich, nein überhaupt nicht, noch hätte er ein Dutzendgesicht. Dennoch sei es unmöglich ihn zu portraitieren. Selbst Adenau und Knopprich, ja, sogar der große Professor Muswieser von der Karlsruher Akademie, alle hätten sie hingeworfen!

Nun sitze ich hier bei Falkensteiner im Herrenzimmer, mit Bleistift und Papier, und soll ihn dichten: Die Nase, das Philtrum, die Haarpartie, den Flug der Brauen, die zerfurchte Stirn, die beiden Ohren hoch über den Wangen die flattern wie zwei Flügel. Der Schläfenansatz und die Zahnreihe weit über der Stirn? Nein, das kann nicht sein! Die Zahnreihe innerhalb des Mundes, der Schläfenansatz an den Schläfen. Ach, es ist zum Verzweifeln! Er bewegt sich zu oft, und so ist auch alles in seinem Gesicht in Bewegung: Die Nase läuft schnell. Und das Kinn, das wäre ein eigenes Kapitel wert!

Falkensteiner zu dichten, das ist wie auf einem zweibeinigen Schemel herumbalancieren. Man muss aufpassen, dass man nicht umkippt und auf den Kopf fällt, weil das dritte Bein fehlt.

Bitte ruhig halten! Und die Ohren ganz locker! Danke.

Von einer ungewohnten, beinahe stechenden Klarheit erfüllt kommt mir eine Idee:

Ich lasse mein literarisches Portrait einfach so stehen! Ich werde ihm den Text geben, mein Geld entgegennehmen und dann geschwind meiner Wege gehen!

Soll er es sich ausdrucken, rahmen und ins Herrenzimmer hängen!

So, Herr von Falkensteiner! Es ist fertig!

Thomas Glatz

Die aufgefressene Heimat

Früher Morgen ist es und das Dorf schläft und noch ist keine Menschenseele unterwegs. Nur ein paar Schweine schnüffeln schon um die verstreuten Häuser auf der Suche nach einem ersten Happen.
Wie vertraut ihm dieser Anblick doch immer noch ist. Die einfachen Bauernhäuser mit ihren tiefen Dächern im Schutz ausladender Tropenbäume. Die eleganten Anwesen der Wohlhabenderen inmitten kunstvoll gepflegter Gärten, gesäumt von verspielten Mauern, die vor fremden Blicken schützen.
Nichts scheint sich hier in all den Jahren verändert zu haben.
Auf leisen Sohlen tastet sich das Taxi in Schrittgeschwindigkeit über die Bodenwellen der Dorfstraße. Über den staubigen Kirchplatz vorbei an Dinas Krämerladen hin zu den Reisfeldern am Ortsrand, die um diese Jahreszeit noch brach liegen. Jenseits davon ist das immergrüne Dreieck des Sprengels gelegen, wo sich unter Kokospalmen sein Haus versteckt am Fuß der Hügel, die dicht bewachsen sind von buschigem Tropenwald, in dem nachts geheimnisvolle Vögel ihre Lieder singen.
Vor der kleinen Brücke lässt Philip den Fahrer anhalten. Den restlichen Weg legt er zu Fuß zurück. Über die alten Pfade, die ihm noch so bekannt sind, als wäre es erst gestern gewesen, dass er sie das letzte Mal betreten hat.
Das Aroma des nahen Meers und der Duft des Morgens liegen weich und würzig über dem Ort und doch spürt man bereits die nahende Hitze des Tages.
Nach der letzten Biegung des Pfads sieht er sein Haus und hält einen Moment lang erschrocken inne. Weit schlimmer als befürchtet, versunken im Schatten des Waldes, ist da nur noch eine Ruine auf wucherndem Grund, umgeben von einer eingestürzten Gartenmauer, gesprengt von kräftigem Strauchwerk, schon halb verschlungen von der nimmersatten Vegetation des Südens. Abgeplatzt und weggewaschen ist der Verputz des Mauerwerks, das porös und nackt aus der Erde ragt und ein eingesunkenes Dach trägt, das sich nur noch mühsam an morsches Gebälk klammert. Die leeren Fenster starren ihn an wie dunkle Augenhöhlen und wo einst die Haustüre war, klafft jetzt ein scharfkantiges, aufgerissenes Maul. Das Holz auf den beiden Sitzbänken davor ist zersplittert und zernagt von der Sonnenglut des Frühjahrs und den Regengüssen des Monsuns.
Er klettert behutsam über ein paar Mauerbrocken und betritt das Grundstück, auf dem einmal vor langer Zeit das Glück zu Hause war. Am Fuß der Veranda blickt er ins Dunkel des Hauses, aus dem ihm ein scharfer, beißender Modergeruch entgegen schlägt. Und er sieht, wie sich darin mannshohes Buschwerk breit gemacht hat. Als er einen Fuß auf die erste Stufe zur Veranda setzt, stoppt ihn das schrille, drohende Fauchen eines Tiers aus dem Inneren des Hauses. Die Wildnis hat es sich zurück geholt und Philip weiß, dass man den Kreaturen, die es in Besitz genommen haben, ohne Not besser nicht zu nahe treten sollte. Vorsichtigen Schritts entfernt er sich und behält das verfallene Gebäude im Auge und den Dschungel dahinter, der es sich schon unwiederbringlich einverleibt hat.[31]
Im Schutz des Chico-Baums drüben beim alten Dorfbrunnen raucht er noch eine Zigarette und sein Blick wandert hinüber auf das bäuerliche Anwesen der nächsten Nachbarn, das ein gutes Stück ent-

[31] In dem Rechtsraum der geschilderten Begebenheit gibt es nach meinem Kenntnisstand eine Verordnung, die besagt, dass Wohnraum, wenn er über eine bestimmte Zeitperiode ungenutzt bleibt, samt Grund und Boden wieder zu Gemeineigentum wird.

fernt und versteckt unter tausend Palmen noch immer schlummert in jungfräulichem Morgenblau. Noch ein letzter, leiser Gruß an eine in der Zeit verschwundene Heimat, bevor er sich auf den Weg zurück zu seinem Taxi macht. Niemand hat ihn kommen sehen, niemand sieht ihn gehen.
Gerhard Lassen

Alice in Videoland

Rollo Aller 1 und 2 (Youtube, 1990 und 1992)

Raus aus der City
Rauf auf den Bock
Raus aus der Gesellschaft
Rein in den Rock[32]

Eine Hamburgensie und ein subkulturelles Konvolut mit Kultstatus bei gleichzeitig extrem begrenzter Reichweite. Das ist der Ruf, der der ‚Rollo aller'-Reihe von Henrik Peschel vorausgeht. Ein Ruf, der nur in einer Zeit entstehen konnte, in der visuelle Produkte jenseits der organisierten Filmindustrie ein rares, weil aufwendig herzustellendes Gut waren – trotz aller DYI-Abstriche bei Handwerk und Qualität. Zudem konnte Peschel bei der Festigung der Kleinlegende auf Akteure aus der Hamburger Postpunk- und Indieszene der späten 80er-Jahre zählen, die sich entweder als Schauspieler oder Musiker verdingten. So findet sich Rocko Schamoni in einer Hauptrolle wieder und der damals noch eng mit ihm verbundene Schorsch Kamerun von den Goldenen Zitronen kümmerte sich – zumindest im Teil zwei – um die Musik.
Bei Rollo Aller bekommen wir die absolute Lo-Fi-Variante eines Roadmovies zu sehen. Hauptfigur Eule (Rocko Schamoni) verliert seinen ohnehin nicht anspruchsvollen Job bei der Stadtreinigung Hamburg aufgrund fortgesetzten Hängertums und entschließt sich mit einem gestohlenen Mofa die Flucht aus seinem auch bis dato nicht besonders bürgerlichen Leben anzutreten. Dazu zieht er seinen Kumpel Daddel (Christian Dabeler) aus der Spielhalle, der für den Traum eines Lebens außerhalb der Gesellschaft seine schwangere Freundin sitzen lässt. Man landet nach vergleichsweise euphorischen Mofa-Rad-Fahrten über Land- und Stadtstraßen an einem Kanal und versagt kulinarisch und campingtechnisch auf ganzer Linie. In Teil zwei versucht Eule das drohende Scheitern durch einen neuen Plan auszuhebeln. Eine Reise zu ‚Bruce Lee sein Grab' in Hong Kong soll der Flucht aus der Gesellschaft neuen Schwung geben. Eule und Daddel schaffen es mit ihren beschränkten intellektuellen und logistischen Mitteln aber nur bis Berlin, der harten Nachwendestadt, in der die beiden Hamburger Jungs schnell in die falschen Kreise geraten, einen Job als Drogenkuriere versauen und verprügelt und gedemütigt nach Hamburg zurückkehren. Dieser Plot klingt auf den ersten Blick übersichtlich und ist es auch.

[32] Songtextausschnitt ‚Rollo Aller' in Rollo Aller, Teil 1.

Die beiden Hauptakteure von Rollo Aller werden als sympathisch-beschränkte Underdogs skizziert, als Prolls mit dem Herz am rechten Fleck. Sie sind durch einen weitgehenden Verlust der Sprache charakterisiert (ein Phänomen, das sich für einen Süddeutschen noch eskaliert darstellt). Zusammenhängende Aussagen werden im ersten (und kürzeren) Teil meist musikalisch transportiert. Der wirkt für Außenstehende mit seiner dünnen Handlung ohnehin wie ein extended Independent-Musikvideo zum gleichnamigen Song, um den sich dort alles dreht und der in gewisser Weise wie das erklärende Exposé zum ersten Teil wirkt. Volkstümlich-prollig vorgetragene Kapitalismuskritik mündet in den recht simpel gestrickten Traum vom ‚raus', wobei das, vor allem im Fall von Daddel, eben auch das Raus aus der Verpflichtung gegenüber der schwangeren Freundin ist. ‚Rollo Aller' riecht eben doch – auch in seiner humoristisch gebrochenen Version – nach wie vor nach einem Traum für Typen in ihren 20ern. Das fällt heute noch mehr auf als in seiner Entstehungszeit. Das ‚Raus', das die beiden Hauptakteure anstreben, wird im Geschlechterverhältnis nicht ausgehandelt, sondern bedeutet vor allem ein ‚noch tiefer rein' für die Freundin von Daddel, der nicht mehr bleibt als die Rolle der Xantippe, die das mit dem Kind halt jetzt alleine durchziehen muss.

Das Ganze war in seiner Entstehungszeit sicherlich auch als Feier der leistungsfernen Subversion gemeint, sagt in seiner konkreten Umsetzung letztlich aber auch sehr viel über den Bewusstseinsstand der weißen männlichen Mittelstandskinder, die damals die Hauptakteure einer Subkultur waren, die sich selbst als in dieser Hinsicht sehr aufgeschlossen eingeschätzt hat.[33]

Es ist zumindest auffällig, dass Setting und Plot in dem Film, dessen Hommage ‚Rollo Aller' allen bekannten Beschreibungen nach sein soll, sich bemüht solche Mechanismen ein Stück weit in der Charakterentwicklung aufzulösen. Gemeint ist der Kinofilm ‚Nordsee ist Mordsee' von Hark Bohm aus dem Jahr 1976. Hier gibt es neben der Rolle des 14jährigen Uwe, der unter einem gewalttätigen Vater zu leiden hat, als Counterpart den gleichaltrigen Dschingis mit Migrationshintergrund und erst einmal Opfer von Uwes Schulhofgang. Bei dem mit dem sozialen Impetus der siebziger Jahre gedrehten ‚Nordsee ist Mordsee' finden Uwe und Dschingis letztlich für einen gemeinsamen Fluchtversuch zusammen, der eine Figur der Läuterung bei Uwe und der Solidarisierung bei Dschingis darstellt. So viel Charakterentwicklung ist im kürzeren und mit Mittzwanzigern besetzten ‚Rollo Aller' nicht vorgesehen. Eule und Daddel sollen wohl auch planlos und reflexionsfrei sein. Soziale Empörung ist ohnehin schon da und mehr Entwicklung braucht es letztlich auch nicht.

‚Rollo Aller' ist eigentlich eine Tetralogie. Regisseur Henrik Peschel konnte sich aber bisher nicht zu einer gültigen Schnittfassung des dritten Teils durchringen. Freunde und Bekannte haben dann 2009 einen vierten Teil mit den sichtbar gealterten Hauptdarstellern realisiert. Der Teil ist aber derzeit auf keiner der großen Videoplattformen verfügbar.

Die frei verfügbare You-Tube-Fassung der ersten beiden Teile ist ohnehin nur mit viel Nachsicht zu genießen. Beide Teile sind in Abschnitte zerhackt und leiden ein wenig unter einer hemdsärmeligen

[33] Das Ganze wird im zweiten Teil noch ein Stück weit verschärft. Die Begegnung mit chinesischen schwulen Geschäftsmännern läuft nicht ohne Konflikte und rassistischen Ressentiments ab. Es ist im Rückblick schwer zu klären, ob hier die Unterstellung eines tendenziell aus dem Mittelstand stammenden Produktionsteams aufscheint, dass die Arbeiterklasse nun einmal ein problematisches Geschlechterverhältnis und einen gewissen Grundrassismus mitbringt oder ob sich hier Maßstäbe und Blick in den letzten 30 Jahren so weit verschoben haben, dass man von fehlendem Problembewusstsein auf Seiten der Macher ausgehen muss.

Digitalkonvertierung. Trotzdem ist der Upload ein weiteres Beispiel für die Demystifizierung von (sub-)kulturellen Kultprodukten durch Veröffentlichung in den Weiten des Internets. Dreißig Jahre nach Erscheinen des ersten Teils merkt man inzwischen die Zeit, die seitdem ins Land gegangen ist. So ist das Ganze bestenfalls noch aus Sicht einer modernen Subkulturarchäologie interessant, frei nach dem Motto: ‚mit sowas hat sich also der an Subversion interessierte junge Mittelstand im Norden der Republik damals beschäftigt'. ‚Rollo aller' hat sich als Song aber zweifelsohne seinen Witz bewahrt und hätte als links-prollige DYI-Hamburgensie ein Revival verdient.

Aus dem Plattenarchiv

The Baboon Show – Punkrock Harbour (2010)

Ein bisschen Randale kann auch sentimental sein. Zumindest wenn sie sich auf alte Formen jugendlicher Empörung bezieht. Genau das tun The Baboon Show aus Schweden seit ihrer Gründung 2003. Erst lokal um den Kirchturm, ab 2010 mit europäischem Independent-Vertrieb, stellt die Band Subkultur der alten Schule auf die Beine. Musikalisch stammt der Werkzeugkasten komplett aus dem 20. Jahrhundert: (Pop-)Punk und Garage werden im Dreiminutenformat und klassischer Besetzung geboten. In paritätischer Frauen-Männer-Besetzung gelingen auf ‚Punkrock Harbour' Songs, die keine musikalische Revolution darstellen, aber ihren Unterhaltungswert aus einer Mischung aus eingängigen Hooks, netten Melodien und einem ordentlichen Drive ziehen. Die klassischen Empörungsthemen dürfen natürlich auch nicht fehlen: Polizeigewalt, soziale Ungerechtigkeit und strukturelle Gewalt in den Arbeitsverhältnissen. Lieder über meist schief gegangene Liebe ergänzen das auch in dieser Hinsicht klassische Portfolio.

Nichts davon hätte man nicht schon in den späten 70er-Jahren in ähnlicher Form machen können, aber den Kampf um die popkulturelle Avantgarde, um die Definition dessen, wie Rock im 21. Jahrhundert klingen soll, will die Band auch gar nicht aufnehmen, vielleicht auch, weil sie verstanden haben, dass er ohnehin nicht mehr geführt wird.

The Baboon Show machen das, was sie machen, sichtlich gerne und gar nicht mal schlecht. Man ist in gewisser Weise zufrieden mit einer Auffrischung der Kampflinien der Zeit, in der ihr musikalischer Werkzeugkasten entstanden ist – sowohl popkulturell als auch politisch. Das ist manchmal in seiner politischen Dimension etwas naiv (wie Pop halt immer mal wieder war in seinen stürmerischen Phasen) und trifft eher selten den Kern der Konfliktlinien, die in der Entstehungszeit des Albums vorgeherrscht haben, aber ist – wenn man einen Faible für das Genre und die 70er-90er-Jahre hat – sympathisch und durchaus unterhaltsam. Die Schärfe und die Skandale, die die musikalischen Vorbilder immer wieder mal hingelegt haben, werden trotz geringer Unterschiede im Habitus nicht mehr erreicht. Es ist eben im weitesten Sinn historisch, was da getrieben wird. ‚Gefährlichkeit' durch Verunsicherung ist einer gewissen Retrowohligkeit gewichen. ‚I am going to the Punk Rock Harbour again' eben.